

Rezensionen

Quelleneditionen und Lexika

Historisches Ortslexikon für die Altmark, bearb. von PETER P. ROHRLACH (Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs Postdam 68; zugleich: Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung des Landes Sachsen-Anhalt, Reihe A: Quellen zur Geschichte Sachsen-Anhalts 23), 2 Bde., Berlin: Berliner Wissenschaftsverlag, 2018. – XXXVII+ 2903 S., 1 Karte, ISBN 978-3-8305-3743-4; € 189,00.

Manchmal darf der Historiker glücklich sein. Etwa dann, wenn zu berichten ist, dass ein großes Werk nicht nur in Gang gesetzt, sondern auch vollendet wurde. Dies gilt für die vorliegenden Bände, die Peter P. Rohrlach im Oktober 1990 in Angriff nahm und nun im hohen Alter glücklich zum Abschluss bringen konnte. Es gilt aber auch für das Gesamtvorhaben eines Historischen Ortslexikons für Brandenburg. Konzipiert im Jahre 1956 von dem wegweisenden Landeshistoriker und Archivar Rudolf Lehmann, wurde es trotz der widrigen Umstände in der DDR als landeskundliches Langzeitvorhaben am Brandenburgischen Landeshauptarchiv unter Leitung von Friedrich Beck vorangetrieben. Mit dem vorliegenden Band zur Altmark, der als Teil XII des Gesamtwerks firmiert, erlebt dieses Vorhaben, um das sich besonders Lieselott Enders und eben Peter P. Rohrlach verdient gemacht haben, mehr als 60 Jahre später seine Vollendung.

Auch für die Landesgeschichte Sachsen-Anhalts ist mit dem Altmark-Band ein wissenschaftlicher Meilenstein erreicht. Erstmals liegt nun für eine Teillandschaft unseres Bundeslandes ein ortsbezogenes historisches Grundlagenwerk vor. So können die längst überholten, selbst schon historisch gewordenen Nachschlagewerke wie der Bratring, der Heineccius oder der Hermes-Weigelt wenigstens einmal im Regal verbleiben,¹ obgleich sie für andere Teile des Landes mangels Alternativen noch immer gebraucht werden.

Der Dank dafür gebührt in erster Linie Peter P. Rohrlach, der als Berliner Bib-

¹ FRIEDRICH WILHELM AUGUST BRATRING: Statistisch-topographische Beschreibung der gesammten Mark Brandenburg, Bd. 1: Kurmark, Altmark und Prignitz, Berlin 1804; JOHANN LUDWIG (VON) HEINECCIUS: Ausführliche topographische Beschreibung des Herzogthums Magdeburg und der Graffschaft Mansfeld, Magdeburgischen Antheils. Berlin 1785; J. A. F. HERMES/M. J. WEIGELT (Bearb.): Historisch-geographisch-statistisch-topographisches Handbuch vom Regierungsbezirk Magdeburg, 2 Tle., Magdeburg 1842/43.

liothekar seit Jahrzehnten zu den führenden Köpfen der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg gehört. Das Projekt Altmark, das er nach Bearbeitung der Bände Zauch-Belzig (1977), Lebus (1983) und Jüterbog-Luckenwalde (1992) bereits im fortgeschrittenen Alter übernommen und über fast dreißig Jahre beharrlich verfolgt hat, ist ein Ausweis einer Schaffenskraft und einer gesundheitliche Einschränkungen überwindenden Lebensleistung, vor der es sich zu verneigen gilt.

Entstanden ist ein echtes Grundlagenwerk. Der Leser der beiden gediegenen Bände stellt schnell fest, wie viele Umwege er sich hätte sparen können, wenn, ja wenn dieses Historische Ortslexikon nur schon früher vorgelegen hätte. In vorher nicht gekannter Weise sind nun Grunddaten zur Ortsgeschichte leicht und zuverlässig greifbar.

Auf 2906 eng bedruckten Seiten werden mehr als 1.000 Orte vorgestellt. Das Lexikon erfasst seinem Anspruch nach „sämtliche Orte und Wohnplätze mit eigenen Namen“ (S. XXIII), die in der historischen Überlieferung erscheinen, also alle Ortschaften der Altmark, die seit der hochmittelalterliche Kolonisation bestanden. Dies schließt die Wüstungen ein, die über ein eigenes Register leicht zugänglich sind. Als Maßstab für die Zugehörigkeit zur Altmark dient aufgrund der wechselvollen Grenzziehung das Kataster von 1686. Bis auf drei Orte liegen alle im Lexikon bearbeiteten Siedlungen heute in Sachsen-Anhalt.

Jeder Artikel bietet Informationen zur Ortsgeschichte von der Gründung bis zur Gegenwart, die mit einem methodisch austarierten Anspruch von Vollständigkeit und Vergleichbarkeit aus Quelleneditionen und Kartenwerken, nicht zuletzt aber direkt aus den Archivalien erhoben worden. Die Angaben folgen dem bewährten Schema des Historischen Ortslexikon für Brandenburg und sind in zehn Punkte gegliedert:

1. Art und Verfassung der Siedlung nebst Gemeindezugehörigkeit
2. Gemarkungsgröße
3. Siedlungsform
4. Erste schriftliche Erwähnung
5. Gerichtszugehörigkeit
6. Herrschaftszugehörigkeit
7. Wirtschafts- und Sozialstruktur
8. Kirchliche Verfassung
9. Baudenkmale
10. Bevölkerungszahlen

Es ist ein historisch-statistisches Übersichtswerk, das einen zuverlässigen Zugriff auf hunderttausende Einzeldaten erlaubt, aber auch einer Vielzahl von analytischen Fragestellungen offensteht. Während Lieselott Enders vielgelobte Monographie das Werden der Altmark als sozialgeschichtlich interessierte

Histoire totale erzählt,² bietet der Rohrlach die Basisdaten, aus denen sich diese Geschichtslandschaft nach eigenen Fragestellungen vermessen lässt, und dies über sieben Jahrhunderte von der hochmittelalterlichen Kolonisation bis hin zur postsozialistischen Transformation nach 1990. Ein fast 300 Druckseiten starkes Orts- und Personenregister, das Verzeichnis der mittelalterlichen Wüstungen sowie eine großformatige Übersichtskarte erschließen das Werk.

Es erscheint wenig sinnvoll, einzelne Aspekte der gebotenen Informationen etwa zur Verfassungs-, Adels-, Sozial-, Wirtschafts-, Kirchen-, Bau- oder Kunstgeschichte herauszugreifen. Betont werden aber muss die umfangreiche Quellenarbeit, die hier durch Auswertung einschlägiger Editionen, darüber hinaus aber auch durch Recherchen in einer Vielzahl von Archiven, Museen und Sammlungen geleistet wurde. Nur einen schwachen Eindruck davon vermittelt der stark verdichtete Exkurs zur Quellenkunde (S. 2592–2609), der zugleich als summarischer Nachweis für die Angaben in den Ortseinträgen fungiert. Für die Diskussion von Zweifelsfällen ist hier natürlich kein Raum, diese erfolgt wo nötig im Fließtext der einzelnen Ortsartikel und bietet dann auch die Literatur- und Quellennachweise.

Das Ergebnis dürfte, bei aller Unterstützung durch die genannten Institutionen, doch in weiten Teilen als Einzelleistung des Bearbeiters zu würdigen sein. Eine Kostprobe seiner Beharrlichkeit gab Peter P. Rohrlach bei der Buchvorstellung am 10. April 2019 in Salzwedel. Die unveröffentlichten Zahlen der DDR-Volkszählung von 1981, so erinnerte sich der damalige Ostberliner Bibliothekar, ließen sich auf dem kleinen Dienstweg in der Zentralstelle für Statistik der DDR am Alexanderplatz beschaffen. An die einst gegebene Zusicherung, die Zahlen nicht zu veröffentlichen, musste sich der Autor heute nicht mehr gebunden fühlen.

So sind die beiden Bände ein Glück, nicht nur für die Forschung, sondern auch für die Altmark, die sich gleich einer umworbenen Braut der Aufmerksamkeit von mehreren Seiten erfreuen kann. Schließlich sind sogar zwei Landesarchive, in Brandenburg und in Sachsen-Anhalt, gemeinsam aktiv geworden, um ein Projekt zu unterstützen, das auch durch die Historische Kommission für Sachsen-Anhalt wohlwollend begleitet wurde. In den beiden sachsen-anhaltischen Institutionen war es Ulrike Höroldt, die mit Sinn und Geduld für das langwierige Vorhaben warb, woran Detlev Heiden in seinem kurzen Geleitwort erinnert. In Potsdam aber ist es über die Jahre Klaus Neitmann gewesen, der dem Autor in schwierigen Phasen zur Seite stand. Neitmanns souveränes Vorwort ordnet das Werk in die größeren Zusammenhänge der landesgeschichtlichen Forschungsaufgaben ein.

2 LIESELOTT ENDERS: Die Altmark. Geschichte einer kurmärkischen Landschaft in der Frühneuzeit (Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landeshauptarchivs 56), Berlin 2008.

Nach dem 2010 erschienenen Brandenburgischen Klosterbuch profitiert die Altmark damit erneut von ihrer Stellung in der brandenburgisch-preußischen Geschichte, die ihr diese doppelte Aufmerksamkeit sichert. Sie kann heute unter dem Aspekt der landesgeschichtlichen Grundlagenforschung als ein Vorbild gelten, das zur Nachahmung für andere historische Landschaften Sachsen-Anhalts auffordert.

Christoph Volkmar

Die Korrespondenz der Herzogin Elisabeth von Sachsen und ergänzende Quellen, Bd. 1: Die Jahre 1505 bis 1532, hg. von ANDRÉ THIEME (Quellen und Materialien zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 3.1), Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2010. – XLVI+435 S., 1 Tafel und 18 Farbabb., ISBN 978-3-86583-463-8; € 80,00.

Die Korrespondenz der Herzogin Elisabeth von Sachsen und ergänzende Quellen, Bd. 2: Die Jahre 1533–1534, hg. von JENS KLINGNER (Quellen und Materialien zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 3.2), Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2016. – XXXVIII+508 S., 8 Farbabb., ISBN 978-3-96023-003-8; € 80,00.

Wenige Frauen der Reformationszeit haben in der Forschung so viel Aufmerksamkeit gefunden wie Elisabeth von Rochlitz (1502–1557). Als Schwester Landgraf Philipps des Großmütigen, Schwiegertochter Herzog Georgs des Bärtigen und enge Vertraute Kurfürst Johann Friedrichs des Großmütigen war sie eine Schlüsselfigur in jenem sächsisch-hessischen Dynastieverband, dessen politische Durchsetzungskraft der Reformation im Reich erst zum Erfolg verhalf. Wie sonst vielleicht nur ihre Standesgenossin und Namensvetterin Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg (1510–1558) steht das Leben der hessischen Fürstentochter und sächsischen Herzogin für die Handlungsspielräume hochadliger Frauen am Beginn der Frühen Neuzeit. Selbstbewusst bezog Elisabeth Position in den großen Fragen ihrer Zeit: als frühe Anhängerin Luthers, die ihre Glaubensüberzeugung am Dresdner Hof gegen den strikt altgläubigen Schwiegervater verteidigte, als politisch denkende Ehefrau, die ihren Gatten, den albertinischen Erbprinzen Johann d. J., für die Fürstenreformation zu gewinnen suchte, schließlich als regierende Herzogin, die in ihrem Rochlitzer Wittum die neue Lehre einführte.

Die Forschung hat Elisabeths Bedeutung vergleichsweise spät entdeckt. Erst die Dresdner Historikerin Elisabeth Werl ermittelte und transkribierte für ihre 1937 bei Rudolf Kötzschke eingereichte Leipziger Dissertation die etwa 2.000 Briefe umfassende Korrespondenz Elisabeths in den Staatsarchiven von

Dresden, Marburg und Weimar sowie im Burgarchiv Gnanstein (der die jetzigen Editoren noch Schweriner Quellenfunde hinzufügen konnten). Werls Biographie der Herzogin gilt heute freilich nicht nur als ideologisch belastet, sondern in ihrem psychologisierenden und idealisierenden Zugriff auch methodisch als überholt. André Thieme fasst die Kritikpunkte überzeugend zusammen (S. X–XIV), ohne dabei Werls Verdienste um die Erschließung der Elisabethkorrespondenz wie auch um die „Akten und Briefe zur Kirchenpolitik Herzog Georgs von Sachsen“ aus dem Blick zu verlieren. Außerdem erinnert er an den früh verstorbenen Leipziger Kirchenhistoriker Günther Wartenberg, der in den 1990er Jahren der entscheidende Impulsgeber für beide Editionsprojekte gewesen ist. Anschließend skizziert Thieme das Potential der Elisabethkorrespondenz für die moderne Forschung. Neben der klassischen Politik- und Kirchengeschichte der Reformation, für die Dichte und Detailfülle dieses Briefwechsels ein wahrer Schatz sind, lassen sich Fragestellungen der Gender-, Mentalitäts-, Alltags-, Kommunikations- oder Residenzenforschung, aber auch sprachgeschichtliche Fragen an die Quellen herantragen.

Die nun in zwei Bänden vorliegende Korrespondenz der Herzogin Elisabeth umfasst den Zeitraum 1505–1534. Ediert sind 182 bzw. 224 Stücke, wobei neben den erhaltenen Briefen von und an Elisabeth auch eine Auswahl ergänzender Quellen, insbesondere zur Kindheit und Jugend der Fürstin, geboten sowie Deperdita nachgewiesen werden. Die Bearbeitung am Institut für sächsische Geschichte und Volkskunde erfolgte zunächst durch André Thieme. Nach dessen Berufung an die Spitze der Museen der staatlichen Schlösser und Gärten Sachsens hat Jens Klingner die Editionsarbeit übernommen. Dessen Einleitung zu Bd. 2 nimmt die sich zuspitzenden konfessionellen Konflikte am Dresdner Hof 1533/34 in den Blick, in deren Brennpunkt die Lutheranerin Elisabeth und ihr vermeintlicher Ehebruch standen.

Die sorgsam gearbeitete und üppig ausgestattete Edition gibt keinerlei Anlass zu Kritik. Überlieferungslage, Quellenmerkmale und Editionsgrundsätze werden überzeugend erläutert. Neben den üblichen Klippen der Paläographie erweist sich die eigenwillige Sprache und Orthographie Elisabeths als spezifische Herausforderung. Alte Sprachen gehörten nicht zum Bildungskanon der Fürstentochter. Fremdwörter schrieb sie daher oft nach Gehör: „Mogestad“ statt „Majestät“ heißt es z. B. in Bd. 1, Nr. 102. Für den schnellen Zugriff auf den Inhalt wird der Leser auch deshalb dankbar auf die ausführlichen Regesten der Bearbeiter zurückgreifen. Für die überwiegende Zahl der Stücke wird zudem Volltext geboten, der durch einen umfangreichen Kommentarapparat tiefer erschlossen wird.

Neben dem editorischen Niveau ist der quellenkritische Anspruch der Bearbeiter hervorzuheben. Stets finden sie sich bereit, vermeintlich einfache Antworten der Quellen zu hinterfragen und in Einleitung wie Kommentierung alternative Deutungsansätze offenzulegen. Über das übliche Maß hinaus weisen

auch die Register. Neben einem Orts-, Personen- und Sachindex und verschiedenen Konkordanzen werden auch Bibelzitate, Redensarten, Sprichwörter sowie seltene oder veraltete Begriffe in eigenen Registern nachgewiesen.

Für die Landesgeschichte Sachsen-Anhalts ist insbesondere die dichte Korrespondenz Elisabeths mit dem Wittenberger Kurfürsten Johann Friedrich von Belang, als dessen Dresdner Agentin sie zuweilen erscheint, aber auch manche Erwähnung Kardinal Albrechts von Brandenburg, der anhaltischen Fürsten oder der Grafen von Mansfeld und Stolberg.

Die Edition der Fürstinnenkorrespondenz Elisabeths entspricht ohne Frage gerade den aktuellen Interessen der Frühneuzeitforschung. Zugleich darf sie als mustergültiges Beispiel zeitgemäßer landesgeschichtlicher Grundlagenforschung gelten, für die das Institut für sächsische Geschichte und Volkskunde in Dresden seit nunmehr 20 Jahren bekannt ist. Die Ankündigung einer Fortsetzung weckt Vorfreude.

Christoph Volkmar

Mittelalter und Frühe Neuzeit

STEPHAN FREUND/GABRIELE KÖSTER (Hg.): **919 – Plötzlich König**. Heinrich I. und Quedlinburg (Schriftenreihe des Zentrums für Mittelalerausstellungen Magdeburg 5), Regensburg: Verlag Schnell & Steiner 2019. – 376 S., ISBN 978-3-7954-3397-0; € 34,95.

Pünktlich zum 1.100. Jahrestag der Königserhebung Heinrichs I. (919–936) erscheint der hier anzuzeigende Sammelband, der auf einer vom 22. bis 24. März 2018 in Quedlinburg (Ersterwähnung in einer Urkunde Heinrichs I. am 22. April 922) abgehaltenen interdisziplinären Tagung fußt. Dass freilich keine andere Stadt als Quedlinburg hierfür in Frage kam, steht außer Frage. Wenngleich der erste ottonische König nicht im – um die Worte des Ministerpräsidenten Sachsen-Anhalts, Dr. Reiner Haseloff, im Grußwort zu zitieren – „Schmuckstück des Kulturlandes Sachsen-Anhalt“ (S. 10) gekrönt wurde, sondern in Fritzlar, so steht die Bedeutung der Welterbestadt für Heinrich zweifellos fest. Dies lässt sich schon allein darin ablesen, dass er dort bestattet wurde. In letzter Zeit ist durch die umfassende Darstellung des Ottonen durch Wolfgang Giese eine grundlegende politische Biografie entstanden, in der Giese auf die Problematik zur Lebensbeschreibung Heinrichs I. ausführlich hinweist.¹ Denn es muss weiterhin die Frage erlaubt sein: Was wissen wir

¹ Vgl. WOLFGANG GIESE: Heinrich I. Begründer der ottonischen Herrschaft (Gestalten

eigentlich über ihn? Aufgrund der dort angesprochenen Quellschwierigkeiten, die dem heutigen Historiker nur ein bruchstückhaftes Bild hinterlassen, ist eine Auseinandersetzung schwierig. Erschwerend kommt hinzu, dass keine wirklichen zeitgenössischen Werke erhalten sind (bzw. gab es überhaupt welche?), die Licht ins Dunkel bringen würden. Gerade der Kronzeuge für den Herrschaftsantritt, Widukind von Corvey, der die bekannte Beschreibung des Endes König Konrads I. lieferte, wird in der Forschung von vielen Seiten kritisch betrachtet. Dass ein interdisziplinärer Ansatz (Geschichte, Germanistik, Archäologie, Kunstgeschichte) für den Sammelband, der gleichzeitig den Rahmen für die im Jahr 2019/20 im Schlossmuseum und in der Stiftskirche stattfindenden Ausstellungen ist, gewählt wurde, ist begrüßenswert, denn so können viele neue Aspekte, die das reine Quellenstudium ergänzen, zur Erforschung Heinrichs I. gewonnen werden. So ist der von den Herausgebern, Stephan Freund und Gabriele Köster, im Vorwort (S. 15–19) geäußerte Wunsch fast schon sehr bescheiden, dass nämlich „dieser Band dazu beitragen [möge], ein differenziertes Bild Heinrichs I. und seiner Zeit im Jubiläumjahr und darüber hinaus zu gewinnen.“ (S. 19). Dieses Ziel wird mühelos erreicht, so viel sei schon jetzt gesagt. Der Band ist in drei Hauptkapitel untergliedert („Vor Heinrich“, „Mit Heinrich“ und „Nach Heinrich“), wenngleich die quantitativ höchste Bedeutung der „Nach Heinrich“-Zeit zukommt.

Die erste Sektion eröffnet Pierre Fütterer mit seiner Studie „Quedlinburg zu Beginn der ottonischen Herrschaft. Betrachtungen zu seiner naturräumlichen und verkehrsgeografischen Lage“ (S. 23–33), in der er in einem ersten Schritt die geomorphologische Situation der Quedlinburger Umgebung betrachtet, die aufgrund der zahlreichen Gewässer und der eisenerzhaltigen Vorkommen als günstig einzuschätzen sei. Durch eine Analyse der verkehrstechnisch günstigen Lage anhand des Wegenetzes kann laut Fütterer die Bevorzugung Quedlinburgs erklärt werden. – Die Frage, warum Heinrich Quedlinburg präferierte, beschäftigt auch Babette Ludowici „Was zog Heinrich nach Quedlinburg? Eine archäologische Perspektive“ (S. 35–43). Sie stellt zunächst etwas ernüchternd fest, dass es bislang archäologisch nicht nachweisbar sei, ob schon Vorfahren des Liudolfingers in dieser Gegend gebaut hätten. Allerdings belegen Funde aus der Merowinger- und Karolingerzeit, dass im Raum Quedlinburg schon früher „Bestattungen der einheimischen Oberschicht“ (S. 42) stattfanden. Es ist also wahrscheinlich, dass das „Gebiet um Quedlinburg [...] zu seinen [scil. Heinrich I.] Lebzeiten ein Raum gewesen sei[n], der im Bewusstsein der Elite Ost Sachsens schon seit vielen Generationen mit Bedeutung aufgeladen war.“ (S. 43). – Roman Deutinger fasst in seinem Aufsatz „Weichen-

des Mittelalters und der Renaissance), Darmstadt 2008, besonders zur Quellenproblematik S. 11–21.

stellungen: Konrad I. und das Ende der Karolinger im ostfränkischen Reich“ (S. 45–53) die Vorgeschichte vor dem Herrschaftsantritt Heinrichs zusammen, indem er insbesondere das Königtum Konrads I. darstellt und sicherlich mit Recht davon ausgeht, Heinrichs Weg zur Krone sei „eine Kette von politischen Entscheidungen [vorausgegangen], bei denen jeweils auch andere Alternativen zur Wahl standen.“ (S. 51). – Einen ähnlichen Ansatz verfolgt auch Matthias Becher „Heinrich I. – König einer Wendezeit?“ (S. 55–71), allerdings unter Einbeziehung der Vorfahren des Liudolfingers und Ereignissen seiner Herrschaftszeit. Becher kommt zu dem Ergebnis, dass Heinrichs Erfolg seiner „Beharrlichkeit“ (S. 69) zu verdanken sei und der Einbeziehung der Herzöge in die Reichspolitik. Gleichwohl verneint Becher die Ausgangsfrage, ob der erste ottonische König ein Herrscher der Wendezeit sei. – Die zweite Sektion beginnt mit dem Aufsatz von Simon Groth „*Heinricus regnare cepit*‘. Über das Königwerden im ostfränkischen Herrschaftsraum“ (S. 75–85), in dem er umfassend die Quellen und Forschungsvoten zu Heinrichs Herrschaftsbeginn darlegt und dabei die Fragilität des Wissens hierzu betont. – Eine profunde Übersicht über die Kirchen- und Klosterpolitik Heinrichs I. bietet Hedwig Röckelein „Heinrichs I. Verhältnis zu Kirchen und Klöstern“ (S. 87–103). Sie sieht bei Heinrich in „mancherlei Hinsicht“ eine Fortsetzung der karolingischen Kirchenpolitik, die auch „strukturell in dessen Regierungshandeln verankert war.“ (S. 89). – Tobias Gärtner führte in seinem Beitrag „Heinrich I. und der Burgenbau“ (S. 105–115) aus, dass aus archäologischer Sicht bisher keine Burg nachweisbar wäre, „die gesichert als eine infolge der ‚Burgenordnung‘ errichtete oder ausgebaute Anlage gelten kann.“ (S. 114). – Geradezu skrupulös untersucht Christian Warnke „Die ‚Hausordnung‘ von 929 und die Thronfolge Ottos I.“ (S. 117–142) die sogenannte Hausordnung, mit der Heinrich seine Nachfolge regeln wollte, und kommt dabei zu dem Ergebnis – in partieller Ablehnung der Forschung Karl Schmid –, dass die Thronfolgeregelung im Jahre 929 nicht haltbar sei. Hierbei kritisiert Warnke besonders den durch Schmid postulierten – durch die Quellen allerdings nicht nachvollziehbaren – Umritt durch das Reich Heinrichs I. aus dem Jahr 929/30 (S. 128). – Den Forschungsstand zur Heiligen Lanze fasst Franz Kirchweger in seiner Studie „Die Gestalt und frühe Geschichte der Heiligen Lanze in Wien. Zum Stand der Forschung“ (S. 145–161) prägnant zusammen. – Caspar Ehlers widmet sich bei seinen Ausführungen „Das Vexillum sancti Mauricii und die Heilige Lanze. Überlegungen zu Strategien Heinrichs I.“ (S. 163–177) der Vorgeschichte der ersten Ehe Ottos des Großen mit Editha. Hierbei vermutet der Autor, dass Editha die Mauritius-Lanze als Mitgift mit in die Ehe brachte (S. 173). – Die abschließende Sektion beginnt Katrinette Bodarwé „Heinrich, Mathilde oder Otto – wer gründete das Stift Quedlinburg?“ (S. 181–193), die eine „Gründergemeinschaft, die keineswegs gemeinsam handelt“ (S. 189) für die Frauenkommunität Quedlinburg ausmacht, die Gründung also nicht auf

eine Einzelperson zurückzuführen sei. – In ihrem Beitrag „Ein ideales Paar? Heinrich I. und Königin Mathilde und aristokratische Polygynie in der Vita Mathildis antiquior, bei Widukind von Corvey und Thietmar von Merseburg“ (S. 195–207) untersucht Claudia Modellmog die Darstellung der Ehe in den zeitgenössischen ottonischen Quellen und wie die Polygynie darin beschrieben wird. Sie kommt am Ende zu der interessanten Feststellung, dass „wenn Polygynie viel stärker und länger akzeptiert wurde, als die geistlich-klerikale Historiographie das erkennen lässt“, dann müsste „[u]nser Bild von Ehe und Verwandtschaft [...] neu gezeichnet werden.“ (S. 206). – Oliver Schliephacke erläutert in seinen Ausführungen „Die Memoria Heinrichs I. in Quedlinburg“ (S. 209–223) die bis in das 17. Jahrhundert anhaltende Erinnerung im Stift Quedlinburg, wobei sich in der Frühen Neuzeit die „liturgische[n] Memoria“ in eine „memorierende[n] Rezeption Heinrichs als Stiftsgründer“ (S. 216) wandelte. – Die in vier Phasen bis 1129 zu unterteilende Baugeschichte der Quedlinburger Stiftskirche St. Servatii skizziert Philipp Jahn „Zur Baugeschichte der Stiftskirche St. Servatii zu Quedlinburg bis zum Jahr 1129 und ihrer architekturhistorischen Einordnung“ (S. 225–241). – Stephan Freund analysiert in seinem Beitrag „Ein Heinrich I. – viele Facetten. Die Sicht auf den König im 19. Jahrhundert“ (S. 243–253) die Sichtweise der Forschung auf den ersten ottonischen König im 19. Jahrhundert, wobei er hervorhebt, dass Heinrich schon damals instrumentalisiert wurde, jedoch auch grundlegende Arbeiten für das Verständnis des Liudolfingers geleistet wurden. – Thorsten Unger interpretiert in seiner Studie „Da drückten sie den Rei ihm in die Locken. Legendenhaftes um Heinrich I. in der Belletristik“ (S. 255–274) drei lyrische und zwei dramatische Texte über Heinrich I. aus dem 18. bis frühen 20. Jahrhundert. Dabei stellt er fest, dass alle Autoren „Themen und Interessen ihrer eigenen Zeit mit der legendenbehafteten Überlieferung verbunden“ haben (S. 271). – Anhand der bildhaften Darstellung des Ottonen kommt Gabriele Köster in ihrer Untersuchung „Bilder Heinrichs I. Von einer Symbolfigur nationalen Aufbruchs zu der eines aggressiven Nationalismus“ (S. 277–299) unter anderem zu dem Ergebnis, dass die Ungarnschlacht bei Riade das bedeutendste und weit verbreitetste Bildmotiv im 19. Jahrhundert bis zum Ende des Nationalsozialismus war. Außerdem könne gesagt werden, dass – ähnlich wie bei den Ergebnissen Thorsten Ungers – die Darstellungen stets einen „aktuellen Zeitbezug“ (S. 295) hätten. – Der abschließende Beitrag von Uta Halle „Heinrich I. im Nationalsozialismus“ (S. 301–319) beleuchtet die Inszenierung Heinrichs I. durch die Nationalsozialisten. Besonders bedrückend ist hierbei der Hinweis der Autorin, dass ihr 2001 erschienener erster Bericht über die Ereignisse in Quedlinburg 1936 zum 1.000. Todestag Heinrichs, wo unter anderem Ausgrabungen stattfanden, von Kräften aus dem Neonationalismus instrumentalisiert wurden (S. 316 f.). Ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis sowie eine ausführliche Darstellung des wissenschaftlichen Werdegangs der Autoren und ein Orts- und

Personenregister runden den Band ab. Positiv hervorzuheben sind die zahlreichen Abbildungen, die allesamt eine sehr gute Qualität haben. Dass es bei der Vielzahl an Beiträgen bei einer quellenarmen Thematik zu häufigeren Überschneidungen kommt, ist wenig verwunderlich. Etwas leserunfreundlich sind die Endnoten am Ende jedes Aufsatzes, in denen allerdings nur die Kurztitel angegeben sind, die erst im Quellen- und Literaturverzeichnis aufgelöst werden. So ist die interessierte Leserschaft gezwungen, stets zweifach alles nachzuschlagen. Dieses Monitum soll jedoch nicht die positive Gesamtleistung des Bandes mindern, der sowohl der Forschung durch den interdisziplinären Ansatz Impulse verleihen als auch den interessierten Laien ansprechen wird.

Timo Bollen

GABRIELE KÖSTER (Hg.), **Der Magdeburger Reiter**. Bestandsaufnahme – Restaurierung – Forschung (Schriftenreihe des Zentrums für Mittelalterausstellungen Magdeburg 3), Regensburg: Schnell & Steiner 2017. – 397 S., geb., zahlr. farb. Abb., ISBN 978-3-7954-3202-7, € 49,95.

Der Band dokumentiert eine vom 6. bis 7. November 2015 am Zentrum für Mittelalterausstellungen Magdeburg abgehaltene interdisziplinäre Tagung, deren Anlass die Präsentation und Diskussion der von 2011 bis 2013 durchgeführten konservatorischen Bestandsaufnahme und von 2014 bis 2015 erfolgten Restaurierung des um die Mitte des 13. Jahrhunderts geschaffenen „Magdeburger Reiters“ war. Die insgesamt 15 Beiträge verteilen sich dabei auf vier große Themenblöcke: 1. Material, Konstruktion und Polychromie 2. Stilgeschichtliche Einordnungen, 3. Geschichte des Reiterbildmotivs und 4. Rezeptions- und Wirkungsgeschichte.

Den ersten Abschnitt einleitend, präsentieren Claudia Böttcher, Thomas Groll und Ulrike Wende (S. 59–93) die bereits erwähnte Bestandsaufnahme und Restaurierungsmaßnahmen mit Blick auf Material, Farbfassung und bildhauerische Konstruktion, aber auch die Restaurierungsgeschichte. Vertiefend geht Hartmut Krohm (S. 95–109) der Frage der ursprünglichen Polychromie des Reiterstandbilds nach und richtet seinen Blick auf die maßgebliche Restauration durch den Berliner Bildhauer Friedrich Wilhelm Holbein (1854–1859). Maren Zerbes (S. 111–139) vergleicht die Konstruktion von Bamberger und Magdeburger Reiter, also Standort, Aufstellung und Gesamtkonzeption im architektonischen Kontext. Dominik Jelschewski (S. 141–149) betont am Beispiel des Figurenensembles des Naumburger Westchors die „technischen Entstehungsfaktoren“ gotischer Skulpturen, insbesondere den Werkblock als materielle Grundlage sowie Fügungstechniken. Ebenfalls den Bezug nach

Naumburg nimmt Daniela Karl (S. 151–163) hinsichtlich der Polychromie gotischer Skulpturen auf.

Im zweiten Abschnitt ordnet Heiko Brandl (S. 167–185) zunächst den Magdeburger Reiter und die damit verbundene Figurengruppe mittels Stilanalyse in das Figurenensemble des Magdeburger Doms und den überregionalen Kontext ein und betont den Bezug zu antiken Reiterstandbildern. Der Entwicklung der figürlichen Plastik des 13. Jahrhunderts im mitteldeutschen Raum geht der Beitrag von Ernst Badstübner (S. 187–199) nach, der besonders auf die Raumwirkung der Skulpturen abhebt, deren „äußerste Konsequenz“ (S. 197) er im Magdeburger Reiter verwirklicht sehen will. Komplementär zum Beitrag von Maren Zerbes nimmt Achim Hubel (S. 202–229) den Bamberger Reiter als Vorlage für das Magdeburger Standbild in den Blick und vergleicht diese mit den im Regensburger Dom dargestellten Reitergruppen. War der Bamberger Reiter in einen „szenischen Ablauf“ eingebunden und damit „kein Denkmal im engeren Sinn“ (S. 207), sei der Magdeburger Reiter funktional ein repräsentatives Denkmal. Der dritte Abschnitt diene eher dazu, „der bisherigen Diskussion neue Argumente zu einzelnen Aspekten hinzuzufügen“, so die Herausgeberin im Vorwort (S. 14). Zu Beginn zieht Sabine Heiser (S. 233–247) denn auch Verbindungen vom Magdeburger Reiter zur Metzger Statuette des 9. Jahrhunderts und bewegt sich damit, wie sie selber sagt, „durchaus im Bereich des Spekulativen“ (S. 233). Letztlich handelt der Beitrag von diesem Kunstwerk der Karolingerzeit und kann zum Magdeburger Reiter selbst nichts sagen. Ebenfalls keine Verbindungen nach Magdeburg weist das Skizzenbuch des Villard de Honnecourt (1230–1235) auf, welches Leonard Helten (S. 249–263) auf Reiterdarstellungen abklopft, will er doch darüber die künstlerische Darstellung von Ross und Reiter im 13. Jahrhundert kontextualisieren. In diese Richtung zielt wohl auch der skizzenhafte Beitrag von Gernot Kocher (S. 265–268) über die Darstellung des Königs als Reiter im Sinne „symbolischer Kommunikation“.

Sind diese Beiträge doch eher wenig gewinnbringend für die Erforschung des Magdeburger Reiters an sich, ergänzt der vierte Abschnitt die Diskussion um die wichtige Dimension der Wirkungsgeschichte. Der Frage nach der Bedeutung des Magdeburger Reiters für die Magdeburger selbst geht Gabriele Köster (S. 273–295) nach, die die Rezeption des Reiterstandbilds im Spannungsfeld von „Leibzeichen“ und „Wahrzeichen“ beleuchtet. Instruktiv ist hier die Überlieferung in den Sachsenspiegel-Glossen des 14. Jahrhunderts, etwas assoziativ die Verbindung zum ebenfalls reitenden Haldenslebener Roland, facettenreich die Deutungsmuster im 19. und 20. Jahrhundert. Claus-Peter Hasse (S. 297–323) arbeitet sich erschöpfend daran ab, wie der Reiter durch die Zeiten hinweg bezeichnet wurde und sieht darin die Verwissenschaftlichung des Forschungsdiskurses, weg von „Kaiser Otto“, hin zum „Magdeburger Reiter“. Ergänzend dazu bietet der Beitrag von Klaus Niehr (S. 325–337) einen Überblick eben dieser Forschungsdiskussion im 19. und 20. Jahrhundert. Abschließend nimmt

William J. Diebold (S. 339–353) die Präsentation des Reiters in der Ausstellungspraxis des 20. Jahrhunderts in den Blick.

Den zahlreich bebilderten und hochwertig aufgemachten Band beschließen im Anhang ein „chronologischer Überblick“ (S. 356 f.), ein Verzeichnis der genutzten Quellen und Literatur (S. 358–385), ein Autorenverzeichnis (S. 386–390), Bildnachweise (S. 391) sowie recht knappe Orts- und Personenregister (S. 392–397). Insgesamt ein durchaus gelungener Band, dessen wichtigste Beiträge sicher die konservatorischen und kunstrestauratorischen Untersuchungen darstellen dürften, welche zukünftige Forschungen zum Magdeburger Reiter auf eine nachhaltig gesicherte Grundlage stellen. Die Blicke nach außen, etwa nach Bamberg und Naumburg, zeigen zugleich weitere mögliche Perspektiven der Forschung auf, denen es nachzugehen gilt.

Alexander Sembdner

Gräber – Wege – Pfalzen, hg. von MARKUS COTTIN, STEPHAN FREUND und PIERRE FÜTTERER (Palatium. Studien zur Pfalzenforschung in Sachsen-Anhalt 3), Regensburg: Schnell und Steiner 2017. – 204 S., zahlr. Abbildungen, ISBN 978-3-7954-3227-0, € 49,95.

Bedingt durch die Ausstellungstrilogie zu Kaiser Otto I., die im Jahr 2012 durch das Kulturhistorische Museum Magdeburg seinen Abschluss fand, rückte auch das Reisekönigtum neu in den Fokus. Nicht zuletzt das im Jahr 2012 ausstellungsbegleitende Korrespondenzortprojekt zur Magdeburger Landesausstellung „Auf den Spuren Ottos des Großen. Kaiserorte in Sachsen-Anhalt“ legte neues Augenmerk auf die königlichen, kaiserlichen Aufenthaltsorte, widmete sich den Sterbeorten und auch den Verbindungswegen. Im Jahr 2019 stehen erneut zahlreiche Königsorte im Fokus. Das tausendjährige Jubiläum der Königskrönung Heinrichs verbindet unter dem Titel „Königsorte. Auf den Spuren Heinrichs I. in Sachsen-Anhalt“ 13 Orte, die nicht nur historisch eng miteinander, sondern auch über Wegebeziehungen verknüpft sind.

Fünf Jahre nach Gründung des Pfalzenarbeitskreis Sachsen-Anhalt erschien nun in enger Zusammenarbeit mit dem Zentrum für Mittelalterausstellungen Magdeburg bereits Band 3.

Die Ergebnisse zweier Tagungen fließen zu Ehren Bernd Bahns in die vorliegende Veröffentlichung ein. Seine Forschungsfelder spiegeln sich auch im Titel des Bandes wider: Gräber – Wege – Pfalzen. Bernd Bahn, Gründungsmitglied des Pfalzenarbeitskreises, er feierte im Jahr 2019 bereits seinen 80. Geburtstag, inspirierte nicht zuletzt die drei Herausgeber zu ihren Forschungsthemen und war Mitarbeiter am Museum für Ur- und Frühgeschichte Thüringens, später

Abteilungsleiter Bodendenkmalpflege im Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalts in Halle. Berühmt sind die von ihm begleiteten Exkursionen in Wald und Flur, bei denen er sein Wissen gern und freigiebig teilt. Ihm zu Ehren stellten die drei Herausgeber die Beiträge für diesen Band zusammen. Markus Cottin zeichnete für die Tagung in Merseburg verantwortlich, Pierre Fütterer für die in Tilleda.

Acht bebilderte Beiträge, ein Autorenverzeichnis, das Abbildungsverzeichnis sowie ein umfangreiches Orts- und Namensregister füllen die 204 Seiten.

Den Auftakt bildet Michael Köhler, der seinen Beitrag direkt Bernd Bahn zum damaligen 75. Geburtstag widmet. Seine Ausführungen zu den neolithischen und bronzezeitlichen Wurzeln der historischen Landschafts- und Wegenetzstruktur in Thüringen und Sachsen-Anhalt sind klar gegliedert. Er beleuchtet zunächst die Voraussetzungen für seine anschließenden Beobachtungen unter vier Aspekten und seine differenzierten Interpretationen in Bezug auf die Weidewirtschaft und die Höhensiedlungen im benannten Gebiet. Er betont jedoch auch, dass keine zuverlässige Beweisführung möglich ist, sondern dass lediglich Indizien dazu dienen können, den wichtigen Typus vorgeschichtlicher Trassen herauszuarbeiten und deren Bedeutung für die Entwicklung der Kulturlandschaft zu diskutieren.

Der zweite Beitrag, verfasst von Mitherausgeber Pierre Fütterer, verspricht in Titel und Einleitung, den Handel und Verkehr um 1000 im ostfränkisch-deutschen Reich zu skizzieren und dessen Einbindung in ein weitreichendes Handelsgefüge aufzuzeigen. Fütterer weist darauf hin, dass eine umfassende Bearbeitung noch immer aussteht und an dieser Stelle nur ein kleiner Baustein geliefert werden kann. In den nachfolgenden Kapiteln folgt eine gut durchdachte und anhand von Karten illustrierte Darstellung zu Europas Handel um 1000, zu den Handels- und Verkehrsarten und sowie zu den Handelswegen. Der Harz mit seinem Silbervorkommen entwickelte sich zu einem wichtigen Wirtschaftsraum, hier konzentrierten sich nicht nur Münzstätten, sondern auch Markt- und Handelsorte. Nicht zuletzt verliefen wichtige Fernverbindungen durch den Harz. Die Ottonen förderten zudem bestimmte Orte als herrschaftliche Aufenthaltsorte, so dass der Verfasser eine vorsichtige Formulierung wagt und den Ottonen „eine gezielte Wirtschafts- und Handelspolitik“ konstatiert.

Den umfangreichsten Beitrag mit knapp 40 Seiten liefert Götz Alper über den königlichen Aufenthaltsort Werben. Wenige Bautätigkeiten im 20. Jahrhundert sicherten zwar den Bestand, brachten aber auch keinerlei archäologische Erkenntnisse zum Vorschein. Erst Straßenbaumaßnahmen zu Beginn des 21. Jahrhunderts erforderten archäologische Begleituntersuchungen der Bodeneingriffe, deren Ergebnisse in den größten Teilen bisher nur in den entsprechenden Vorberichten publiziert worden sind. Für die Grabungen aus den Jahren 2003 und 2004 wird ein umfangreicher Aufsatz vermerkt, für die weite-

ren Maßnahmen bis 2016 steht eine Bearbeitung noch aus. Eine allumfassende wissenschaftliche Auswertung sieht der Verfasser als dringend notwendig an. Alper stellt die bisherigen Kenntnisse über die Geschichte sowie Bedeutung des Ortes und der Burg den baubegleitenden archäologischen Untersuchungen gegenüber. Er beschreibt kurz die Ergebnisse der Grabungen und schließt mit ausführlichen Überlegungen zur Burganlage der königlichen Aufenthalte des frühen 11. Jahrhunderts, die in der Konsequenz der Auswertung der erfolgten Grabungen außerhalb der heutigen Stadt Werben zu suchen ist. Anschließend formuliert Alper eine Vermutung zur Verortung der Anlage, weist aber zugleich auf die Schwierigkeiten hin, diese archäologisch zu belegen. Hoffnung bieten Deichbaumaßnahmen oder Zufallsfunde.

Frank Philippczyk, ehrenamtlich Beauftragter des Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalts (LDA), thematisiert in seinem Beitrag die Lokalisierung der Königspfalz Wallhausen. Er berichtet über den bisherigen Stand der Forschung zur „Goldenen Aue“, zeigt Defizite, aber auch zukünftig auszuschöpfendes Potential der modernen Technik auf. Als Ziel seines Beitrages stellt er eine Diskussionsanregung zur Verortung der Pfalz Wallhausen in Aussicht. Über die Siedlungsforschung im Bereich der Goldenen Aue ab dem Frühneolithikum ergaben sich demnach neue Hinweise auf die mögliche Lage der Königspfalz. Ausführlich lenkt Philippczyk unter Berücksichtigung natürlicher und möglicherweise künstlich angelegter Flussläufe sowie die daraus resultierenden landwirtschaftlichen Nutzflächen mit entsprechender Überschussproduktion seine Aufmerksamkeit auf ein Flurstück, welches heute südöstlich von Wallhausen liegt und an deren Stelle eine Wüstung mit Namen Nausitz belegt ist. Mehrere Hinweise, ob archäologische Funde, LIDAR-Aufnahmen o. Ä. lassen diese Stelle interessant erscheinen. Der Verfasser führt seine Argumentation nachvollziehbar an und formuliert abschließend die Hoffnung, an die Landesarchäologie appellierend, diese Fläche archäologisch zu untersuchen und die Verortung der Pfalzanlage in Wallhausen voran zu bringen.

Im fünften Beitrag des vorliegenden Bandes stellt Markus C. Blaich seine Überlegungen zur Spätphase der ottonischen Pfalzen im Harzraum anhand von fünf Fallbeispielen zusammen. Nach einer kurz gehaltenen Hinführung und Beleuchtung der fachspezifischen Blickwinkel auf die Geschichte einer Pfalz, geht der Verfasser auf vielschichtige, aber grundsätzliche Entwicklungsstränge ein, die am Königshof Gebesee, an der Pfalz Grone, den Pfalzen Werla und Tilleda sowie der Pfalz Pöhlde aufgezeigt werden. In seiner knappen und prägnanten Zusammenfassung stellt Blaich sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede vor und fasst präzise sowohl die Entstehung der Pfalzen, als auch ihre Blütezeit im 10./11. Jahrhundert und ihren Niedergang ab dem Ende des 11. Jahrhunderts zusammen, dem im 13./14. Jahrhundert der Niedergang der Pfalzorte folgte. Die Gründe hierfür sieht der Verfasser in der Verlagerung der politischen Gewichte sowie in den Veränderungen in der Wirtschaftsstruk-

tur. Eine landwirtschaftliche Nutzung der ehemaligen Pfalzen ist ebenso zu verzeichnen wie Ansiedlungen im Umfeld oder nahe gelegene Siedlungsneugründungen. Klostergründungen in der Folge konnten eine Kontinuität der Besiedlung des ehemaligen Pfalzortes sichern.

Ein Dreigespann aus Autoren widmet sich im sechsten Beitrag den neuesten Grabungsergebnissen der Pfalz Tilleda. In diesem Beitrag wird deutlich, inwieweit moderne Forschungsmethoden längst abgeschlossen geglaubte, wissenschaftliche Bearbeitungen bereichern können und neue Interpretationen möglich machen. Zeitgenössische Untersuchungen an vergleichbaren Pfalzanlagen brachten Ergebnisse zum Vorschein, die auch in Tilleda nach einem erneuten Blick in die alten Grabungsergebnisse zu neuen Grabungen anregten. Zu diesem Zweck gelang es, im Jahr 2016 eine Lehrgrabung in Kooperation des LDA und der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg zu organisieren. Geleitet wurde die Grabung vor Ort von Alexander Heckendorff und zudem unterstützt von ehrenamtlichen Mitarbeitern des LDA und aus der Region. Der vorliegende Beitrag wird als Vorbericht bezeichnet, der die Herangehensweise und Vorbereitung der Grabung und die bisher gültigen Fakten den Ergebnissen der neueren Überlegungen und aktueller Untersuchungen an vergleichbaren Anlagen gegenüberstellt. Verschiedene Prospektionen, der Vergleich alter und neuer Luftbildaufnahmen, eine Begehung mit einem Metallsuchgerät und eine geomagnetische Untersuchung dienten der Festlegung der Grabungsfläche. Eine Visualisierung sowie die Diskussion aller Messergebnisse unter verschiedenen Gesichtspunkten und die Einbindung der bereits erfolgten früheren Grabungen dienten letztlich der Festlegung der Grabungsfläche. Der Beitrag endet mit der Ankündigung der noch ausstehenden Fundanalyse sowie der Auswertung der bautechnischen Details und siedlungsgeschichtlichen Zusammenhänge.

Als vorletzter Beitrag überrascht eine beinahe spektakuläre Ankündigung und Hommage an den Historiker Richard Günzel. Günzel, durchaus bekannt durch seine Einzelbeiträge zur Merseburger Stadtgeschichte, arbeitete fast unbekannterweise an seiner Dissertation zur Entstehung und Entwicklung der Stadt Merseburg, betreut von Hans Dörries in Göttingen und hatte diese zur Begutachtung 1929/30 bereits vorgelegt. Die historischen Ereignisse in den folgenden Jahren sowie der Tod des Doktorvaters im Jahr 1945 verhinderten eine Fertigstellung und Veröffentlichung. Gleichwohl arbeitete Richard Günzel fortwährend bis in die 1980er Jahre aktuelle Forschungsergebnisse ein, verstarb im Jahr 1996 jedoch ohne die Veröffentlichung seiner jahrzehntelangen Bemühungen. Eine enge Verbundenheit herrschte zwischen Walter Schlesinger und Richard Günzel, ihre wissenschaftlichen Arbeiten beeinflussten und ergänzten sich über Jahrzehnte. Seit 2011 besteht Kontakt zum Sohn Richard Günzels, Hermann Günzel, der gemeinsam unter anderem mit dem Verfasser dieses Beitrages, Markus Cottin, an der Veröffentlichung des Werkes arbeitet.

Zwei konkrete Fakten attestiert Cottin der Arbeit Richard Günzels. Zum einen hebt er hervor, dass Günzel sich forschungsgeschichtlich nicht nur auf den Domberg beschränkt, sondern die gesamte Stadt einbezieht. Zum anderen betitelt er das posthume Erscheinen der Arbeit Günzels „unzweifelhaft als Meilenstein in der Erforschung der Merseburger Stadtgeschichte“.

Den letzten Teil der Publikation füllt Bernd W. Bahn mit einem umfangreichen Beitrag zur Entstehung des UNESCO-Welterbe-Gedankens rund um den Naumburger Dom St. Peter und Paul, die historischen Voraussetzungen, die Ausweitung des Antragsgebietes und auch dessen nachfolgende Eingrenzung. Letztlich gelingt es Bahn im vorliegenden Beitrag auf 55 Seiten die Begründung für die UNESCO-Titel-Würdigkeit des Antragsgebietes aufzuzeigen, diese historisch zu begründen und gleichzeitig die Aufenthaltsorte der Könige und Kaiser sowie die bestehenden Burgen in den entsprechenden Kontext zu stellen. Bernd Bahn lässt in seinem Beitrag deutlich erkennen, wie interdisziplinär sein wissenschaftliches Denken geprägt ist. Seine Formulierung der „besonderen landschaftlichen Schönheit“ lässt seine Liebe zur Region deutlich werden, der er auch ohne seinen Forschungsdrang verfallen ist und nachgehen muss.

Im Gesamten betrachtet liegt ein neuer abwechslungsreicher Band in der Publikationsreihe „Palatium. Studien zur Pfalzenforschung in Sachsen-Anhalt“ des Pfalzenarbeitskreises vor. Wünschenswert ist in jedem Fall eine Fortsetzung, um die Bewusstseinsbildung zu stärken und um die Desiderate in der Pfalzenforschung langfristig zu minimieren. Beiträge wie von T. Gärtner und M. Cottin zeigen, dass Forschungen nie abgeschlossen sein können, neue Methoden auch neue Erkenntnisse ermöglichen, die Zusammenarbeit vieler Beteiligter große Früchte tragen kann und dass gleichwohl Forschungsergebnisse, auch wenn sie zum Teil schon über 80 Jahre unveröffentlicht vorliegen, in jedem Fall einen Erkenntnisgewinn, wenn nicht sogar einen Meilenstein darstellen können.

Andrea Knopik

Verehrt. Geliebt. Vergessen. Maria zwischen den Konfessionen, im Auftrag der Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt hg. von KATJA SCHNEIDER. Ausstellungskatalog, Petersberg: Michael Imhof Verlag 2019. – 288 S. mit 175 Farb-Abbildungen, ISBN 978-3-7319-0823-4; € 29,95.

Der Katalog erschien anlässlich der Sonderausstellung im Augusteum der Lutherstadt Wittenberg von 13. April bis 18. August 2019, die etwa 110 Exponate aus Kunst, Literatur und Alltag spätmittelalterlicher Marienfrömmigkeit zeigte

und erstmals Maria und Luther in einer Schau thematisierte. Zu sehen waren vorwiegend hochwertige Skulpturen, Tafelmalerei und Druckgrafik, von Marienthemen aus der Werkstatt von Lucas Cranach dem Älteren über Dürers bekannten Marienzyklus bis hin zu Szenen der Verkündigung und der Heiligen Familie in Reliefstickerei auf der Prachtmitra des Erzbischofs Albrecht von Brandenburg. Entsprechend werden im Katalog künstlerisch und handwerklich qualitativ ausgeführte Themen mittelalterlicher Marienverehrung vorgestellt, die dem Kunsthistoriker altvertraut sind, dazu seltenere Bilder der Marienikonographie – Objekte von insgesamt 51 Leihgebern, überwiegend aus dem deutschsprachigen Raum (Deutschland, Österreich, Schweiz) sowie aus Ungarn/Budapest und Italien/Chieti.

Die Kuratorin Katja Schneider und der Stiftungsdirektor und Vorstand der Luthergedenkstätten Stefan Rhein erklären im gemeinsamen Vorwort das Anliegen der Ausstellung mit dem Fokus auf Maria als „Gestalt der Reformation“, die eine evangelische, eine ökumenische sei und nicht allein aus dem Blickwinkel katholischer Frömmigkeit vereinnahmt werden könne. So wolle die Ausstellung den Gestus des völlig Neuen und Anderen, der gern mit der Reformation verknüpft werde, relativieren. Denn die Präsenz Marias in der spätmittelalterlichen Welt und ihrer alltäglichen Frömmigkeitspraxis sei kaum zu überschätzen. Die Traditionen um die Marienverehrung hätten sich aufgrund ihrer langen Kontinuität erst allmählich verändert. Erst nach Luthers Tod sei Maria aus den Predigten und dem protestantischen Kirchenraum verschwunden. Daher konzentrierten sich Ausstellung und Katalog inhaltlich auf das Reformationsjahrhundert und die Auseinandersetzung mit dem Marienbild als unverzichtbarem Bestandteil der Frömmigkeit dieser Zeit.

Martin Luther hatte in der Gottesmutter eine vorbildliche Gläubige gesehen, die weit verbreitete Marienfrömmigkeit mit der Rolle Mariens als Fürsprecherin, Heilsbringerin und Himmelskönigin jedoch als Abgötterei und Ketzerei verurteilt. In seinen Schriften und Predigten stellte er allein Christus in den Mittelpunkt des christlichen Glaubens, während er Maria auf der Grundlage der wenigen biblischen Textstellen neu zu definieren versuchte. Den Einfluss von Luthers Auseinandersetzung mit der Gottesmutter auch im Marienbild aufzuzeigen, ist ebenfalls Thema von Ausstellung und Katalog.

Im einleitenden Essay stellt der Theologe Johannes Schilling das Leben Martin Luthers, seine Kindheit und sein Mönchtum in den Kontext der damaligen Marienfrömmigkeit und der weit verbreiteten Marienlegenden. Er verweist auf die Wittenberger Marienkirche und die Marienreliquien im Wittenberger Heiltum des Kurfürsten Friedrich von Sachsen und auf Luthers lebenslange theologische Auseinandersetzung mit der Gottesmutter. Der Einleitung folgen drei ausführliche Katalog-Teile: 1. allgemein zu Quellen und Vielfalt der Marienfrömmigkeit des Spätmittelalters, 2. zu besonderen Akteuren und Orten der Marienfrömmigkeit in Mitteldeutschland und 3. werden die Verände-

rungen in der Marienverehrung und die Umdeutung des Marienbildes unter der Kritik Martin Luthers aufgezeigt.

Kurze Essays und längere Passagen mit ausführlichen Objekttexten und gut fotografierten Exponaten, die kapitelweise durch kurze Einführungstexte zusammengefasst werden, wechseln sich ab. Insgesamt haben 20 Autoren – Religionswissenschaftler, Theologen, Kunsthistoriker, Mittelalter-, Kirchen- und Landeshistoriker, Altphilologen und Germanisten – zum Gelingen des Ausstellungskatalogs beigetragen.

Die schriftlichen Grundlagen der Marienverehrung, apokryphe Schriften und Legenden, thematisiert Thomas Noll. Auf prominente Beispiele für die Ausbreitung der Marienverehrung wie den Heilsspiegel aus dem Benediktinerstift Kremsmünster und den Einfluss der Zisterzienser mit Bernhard von Clairvaux verweist Susanne Wegmann. Lukas Gloor widmet sich dem bekannten Kunstsammler und Mäzen Emil Bührle, aus dessen mittelalterlicher Skulpturensammlung elf Exponate in die Ausstellung entliehen wurden. Zu Marienwallfahrten des Spätmittelalters in Mitteldeutschland und zur Marienfrömmigkeit von Luthers Schutzherrn Friedrich dem Weisen schreiben Martin Sladeczek und Beate Kusche, während Hartmut Kühne die Rolle Mariens in den lutherischen Kirchen des 16. Jahrhunderts am Beispiel der Marienkirche in Bernau bei Berlin untersucht. In einem zweiten Essay schreibt Hartmut Kühne über Rosenkranzbruderschaften um 1500. Stefan Dornheim stellt seine Erkenntnisse zu Marienbildnissen aus dem Forschungsprojekt „Götzenkammern“ vor. Beiträge zum Rosenkranz in den Porträts lutherischer Geistlicher von Luisa Coscarelli-Larkin und zu Mariendichtungen und -liedern der Reformationszeit von Stefan Rhein ergänzen das breite Spektrum zur Marienverehrung.

Im Ergebnis bleiben trotz des neuen Blickwinkels auf die Marienthemen „zwischen den Konfessionen“ die Vielfalt der Objekte und auch ihre marianische Bildersprache vertraut, während sich die Transformation der Inhalte wesentlich in der Literatur vollzog. Selbst die lutherisch geprägten Marienbilder, die sie als einfache Magd ohne Nimbus zeigen, konnten als Andachtsbild von der katholischen Marienverehrung überlagert werden, wofür Cranachs Marienbild im Innsbrucker Dom als Beispiel genannt wird.

Dem Verschwinden der Marienstatuen und Marienaltäre aus dem protestantischen Kirchenraum nach Luthers Tod, wie es die beiden Autoren der Einleitung erwähnen, widersprechen die bis heute in Mitteldeutschland so zahlreich erhaltenen und teils äußerst prächtigen spätgotischen Marienretabel und Marienstatuen aus Holz und Stein in protestantischen Kirchen. Dies lässt vermuten, dass Götzenkammern und Bildersturm eine noch weit geringere Rolle gespielt haben als im Katalog beschrieben. Auch wenn wenige neue Marienbilder entstanden, so scheint die theologische Umdeutung ihrer Person – Maria honoranda, non adoranda – die Anwesenheit ihrer Person in der bereits vorhandenen und tradierten Formensprache toleriert zu haben.

Insgesamt eine gelungene und mit guten Aufnahmen anschaulich illustrierte Zusammenstellung zur Vielfalt spätmittelalterlicher Marienmotive und Marienverehrung, von Madonnenbildern der internationalen Gotik, Schrein- und Schutzmantelmadonnen, Vesperbildern, Heilstreppen und unterschiedlichen Versionen der Mater dolorosa und der Maria lactans usw. bis hin zu Druckstöcken für Einblattholzschnitte von Marien-Wallfahrtsorten, Pilgerzeichen und Rosenkränzen.

Sabine Ullrich

„Modell“ Waisenhaus? Perspektiven auf die Architektur von Franckes Schulstadt, hg. von MEINRAD VON ENGELBERG, THOMAS EISSING, SABINE HEISER, JOHANNES SÜSSMANN und HOLGER ZAUNSTÖCK (Kleine Schriftenreihe der Franckeschen Stiftungen 17), Halle: Verlag der Franckeschen Stiftungen 2018. – 351 S., ISBN: 978-3-939922-56-8; € 23,00.

Dieser reich bebilderte Tagungsband ist im Zuge des UNESCO-Welterbeantrages der Franckeschen Stiftungen entstanden. Er hat das Ziel, die Stiftungsbauten in die internationale Forschung zur Sozial-, Fürsorge- und Bildungsarchitektur einzubetten. Insbesondere wird der Aspekt der Modellhaftigkeit des Halleschen Waisenhauses für den frühneuzeitlichen Sozialfürsorgebau beleuchtet. Gegliedert ist der Band in drei Sektionen. Zunächst wird in der Rubrik „Bau“ die Architektur der Schulstadt vorgestellt, in der Rubrik „Modell“ geht es vor allem um den Vorbildcharakter und den metaphorischen Aspekt, der sich hinter der Waisenhausarchitektur verbirgt. Zuletzt erfolgt in der Rubrik „Kontext“ die Einordnung in einen größeren Bezugsrahmen, der die Stiftungsbauten im Verhältnis zu herrschaftlichen und Sozialfürsorgebauten in Norddeutschland, Italien und Frankreich betrachtet.

Der Aufsatz von Thomas Eißing behandelt die architektonisch eingeschriebenen Bedeutungen der Fassaden- und Grundrissgestaltung des Waisenhauses, des Langen Hauses und des Pädagogiums. Unter anderem vergleicht er diese Bauten mit dem Salomonischen Tempel; ein Aspekt, der sich aus der in der Frühen Neuzeit intensiv geführten Diskussion um die Maße und Beschaffenheit des Tempels ergibt. Eine Entsprechung sieht Eißing etwa in der Wahl des Baumaterials für die äußere und innere Fassade zum Hof. Darüber hinaus zeigt er Analogien in der Programmatik beider Bauten, die Verwandlung des Menschen zu befördern – im Waisenhaus durch Bildung, im Salomonischen Tempel durch Architektur.

Fritz Barth untersucht die Schaufassade des Halleschen Waisenhauses auf entsprechende Proportionen zum Salomonischen Tempel. So wie der Tempel

von einem göttlichen Baumeister geschaffen wurde, so sei auch das Waisenhaus mit seinen vergleichbaren Proportionen von Gott geschaffen worden. Vitruv betonte bei der Beschreibung des Tempels Kategorien wie Ordnung und Symmetrie, die auch Francke in den „Fußstapfen“² verwendet, ohne explizit auf die gleichartige Proportionierung des Tempels und des Waisenhauses einzugehen.

In seinem Beitrag rekurriert Meinrad von Engelberg auf den eigenständigen und originellen Charakter des Halleschen Waisenhauses, der durch den palastartigen Bautypus und den gleichzeitigen Verzicht auf herrschaftliche Gestaltungselemente geprägt ist. Engelberg zeigt anhand der Waisenhausarchitektur einen Wandlungsprozess in der Lesbarkeit durch den Betrachter. Wurde bislang in der Baugestaltung die gesellschaftliche Stellung des Besitzers anhand von klar definierten Gestaltungselementen formuliert, konnte der Betrachter die Architektur des Waisenhauses nun vielmehr über die Ebene des Empfindens verstehen.

Eine Habitusformung durch die Architektur beleuchtet Johannes Süßmann in seinem Aufsatz anhand eines Vergleichs von jesuitischen und hallischen Bauten. Bei beiden ist diese in der Baupragmatik zu erkennen, die durch räumliche Separierung von dem städtischen Leben eine Konzentration und Hinwendung zu Gott ermöglichte. Gleichzeitig verhalfen strenge Regeln zu einer umfassenden Kontrolle und Sozialdisziplinierung. In der Architektur hingegen zeigen die jesuitischen Bauten klare Bezüge auf sakrale Architektur – seien es Kirchenfassaden oder mittelalterliche Kollegien –, während die hallische Schulstadt eine Verschränkung sakraler und weltlicher Architektur aufweist, die Ausdruck der pietistischen Vorstellung vom menschlichen Wandlungsprozess ist.

Mit dem Beitrag von Sabine Heiser beginnt der zweite Abschnitt des Bandes. Sie stellt die drei Architekturmodelle in der Kunst- und Naturalienkammer vor, die prominent auf den Tischen präsentiert wurden. Es handelte sich dabei um Modelle, die tatsächlich gebauten, imaginierten oder aus der Heiligen Schrift überlieferten Vorbildern folgen. Das Modell des Waisenhauses etwa diente dem Lernen und Erklären – verwirklichte also die pädagogischen Vorstellungen Franckes, eine „Schule des Sehens“ (S. 167) zu schaffen. Zugleich bestand zwischen diesem und dem Modell des Salomonischen Tempels ein Zusammenhang: beide Bauten waren Entwürfe der Hand Gottes und damit als umfassende Wissensmetapher zu verstehen – sie waren die bauliche Realisierung der göttlichen Weisheit. Da das Tempelmodell erst 1717/18 entstanden ist, wurde eine Analogie demnach erst nachträglich erzeugt.

2 AUGUST HERMANN FRANCKE: Segens-volle Fußstapfen des noch lebenden und waltenden liebeichen und getreuen Gottes [...], Halle 1709.

Andreas Wittenberg beschäftigt sich in seinem Beitrag zu den Tempelmetaphern im Kontext des evangelischen Gesangbuches um 1700 mit der planmäßigen Habitusformung in Halle. Der Terminus ‚Tempel‘ wird in der Zeit unterschiedlich verwendet. Um 1700 verstand man etwa in der Tempelmetapher den Wohnort Gottes. Insbesondere Johann Anastasius Freylinghausen (1670–1739) verwendete diese Metapher verstärkt und an exponierten Stellen, zielte damit demnach auf die Habitusformung ab, so Wittenberg. Das Waisenhaus wurde in diesem Zusammenhang als Abbild des Tempels Gottes verstanden, der auf die darin lebenden und arbeitenden Menschen wirkte, damit diese selbst zum Tempel Gottes werden.

Gregory Grämiger untersucht die Bibliothek der Franckeschen Stiftungen. Bereits 1698 gründete Francke sowohl die Kunst- und Naturalienkammer als auch die Bibliothek. Beide Einrichtungen dienten nicht nur der Wissensvermehrung, sondern auch der religiösen Erkenntnis. Denn beide boten einen Zugang zu Gott – die Bibliothek in Form der Bibel, die Wunderkammer in der Sichtbarmachung der physischen Schöpfung. Im Vergleich mit Johann Valentin Andreaes (1586–1654) Idealstadt „Christianopolis“ und deren Sammlungsräumen (Bibliothek, Buchdruckerei, Apotheke) kommt Grämiger zu dem Schluss, dass Francke sich in der Einrichtung der Stiftungen auf literarische Vorbilder wie diese zu berufen scheint.

Mit der Inszenierung der Schulstadt Franckes als Zentrum einer pietistischen Reformbewegung fasst sich Kristian Mejrup in seinem Aufsatz. Francke nutzte „interchangeable terms“ (S. 203), um nicht nur Spenden für sein Projekt zu akquirieren, sondern auch die Gottgefälligkeit und den gesellschaftlichen Nutzen seiner Anstalten zu unterstreichen. In der Verbindung der Franckeschen Stiftungen mit der Universität propagierte er eine wirkungsvolle Kraft für die christliche Erziehung und die Pflege des spirituellen Wohlergehens der Menschen; einer Aufgabe, die man in dieser Zeit üblicherweise der Kirche zusprach. Auf dieser Grundlage präsentierte Francke den Autoritäten in Berlin die Glauchaschen Anstalten aber nicht nur als Universitätsannex, sondern verband damit zugleich Erziehung, Kultivierung, Reinigung der Gesellschaft und ein Streben nach universellem Heil.

Die letzte Sektion „Kontext“ wird mit einem Beitrag von Bernd Adam eingeleitet. Er beleuchtet die norddeutsche Architektur der Zeit in Verbindung mit den Stiftungsbauten. Dabei fragt er, ob Franckes Anstalten eine eigenständige, programmatische Architektur zeigen oder vielmehr im Kontext der zeitgenössischen Architektur, insbesondere im norddeutschen ländlichen Raum, zu sehen sind. Wurden Fachwerkbauten bis etwa 1720 noch mit einer aufgemalten Architekturgliederung versehen, begann an den höfischen Nebengebäuden der Verzicht auf derartige Nachbildungen und Verzierungen. Für Schlösser und Herrenhäuser Fachwerk statt Steinausführungen zu nutzen, war in Norddeutschland lange üblich und wurde nicht als minderwertig angesehen. Fach-

werkbauten konnten zudem schnell und mit begrenzten finanziellen Mitteln errichtet werden. Für Francke waren das wichtige Voraussetzungen, um in kurzer Zeit funktionsfähige Bauten aufzuführen. Dennoch konstatiert Adam, dass kein norddeutscher Vergleichsbau alle Aspekte, die sich in den Stiftungsbauten wiederfinden, in sich vereinte.

Eva von Engelberg-Dočkal richtet den Blick auf die Waisenhausarchitektur im dänischen Herrschaftsgebiet. Ein enger Austausch bestand zwischen Dänemark und Halle bereits durch die Dänisch-Hallesche-Mission im indischen Tranquebar. Unter anderem wird auf vergleichbare Privilegien wie den Buchdruck, die Architektur, das Mansarddach des Flensburger Waisenhauses, das zurückhaltende Decorum und vor allem die Multifunktionalität der Bauten eingegangen. Hingegen zeigt der Idealentwurf eines Waisenhauses, der möglicherweise für das zerstörte Kopenhagener Waisenhaus angefertigt wurde, maßgebliche Unterschiede zur Schulstadt in Halle. Engelberg-Dočkal kommt deshalb zu dem Schluss, dass trotz der engen Beziehungen zwischen Dänemark und Halle nicht automatisch auf die Vorbildfunktion hallischer Stiftungsbauten für dänische Waisenhäuser zu schließen sei.

Einen Blick auf frühneuzeitliche Waisenhäuser und deren Baugeschichte wirft Antje Schloms. Mit dem Waisenhauskataster, einer Aufnahme aller Waisenhäuser, die zwischen 1648 und 1806 in den deutschen Territorien gegründet wurden, zeigt sie verschiedene Kategorien von Waisenhäusern. Wenn man bereits bestehende Gebäude nutzte, wurden vielfach repräsentative Bauten verwendet, die durch die Säkularisierung katholischer Einrichtungen im Zuge der Reformation ungenutzt waren. Wurde ein Neubau errichtet, zeigen sich Rückbezüge zu utopischen Entwürfen. Diese architektonischen Idealentwürfe bezogen sich auf das Himmlische Jerusalem, das insbesondere für Frömmigkeitsbewegungen wie den Pietismus als architektonisches Modell herangezogen wurde. Vorbilder für die Stiftungsbauten sieht Schloms vor allem in den niederländischen Anlagen. Der Waisenhausstreit ab 1750 rückte darüber hinaus die baulichen Dispositionen sowie deren Auswirkungen auf das Wohl der Kinder in gesundheitlicher wie pädagogischer Hinsicht in den Vordergrund und führte so zu neuen architektonischen Lösungen.

Die Waisenhausbauten in Frankreich als weitere Kontextualisierung der hallischen Stiftungsbauten untersucht Georg Schelbert. In Frankreich wurden vielfach bestehende Gebäude umgenutzt. Aber es entstanden auch neue Bauten, wie etwa für das Maison Royale des Dames. Dieser Bau ist überwiegend den Schlostypologien der Zeit verpflichtet; ähnlich zu den hallischen Stiftungsbauten weist es ein reduziertes Decorum und ein Giebelfeld mit symbolträchtiger Gestaltung auf. Insgesamt ist dieser Bau eher in der Tradition „staatlicher“ Bauten zu verstehen, die demonstrativ einen, so Schelbert, notwendigen Abstand zu fürstlichen Repräsentationsbauten wahren wollten. Schlussendlich ist eine Verbindung zwischen Halle und Frankreich deshalb nicht vorhanden.

Die Stellung der Franckeschen Stiftungen innerhalb der europäischen Fürsorgestruktur fokussiert Britta Hentschel. Insbesondere nimmt sie das Ospedale degli Innocenti in Florenz in den Blick. Zwar lässt sich eine vergleichbare formale Zurückhaltung und repräsentative Gesamterscheinung im Vergleich mit dem Halleschen Waisenhaus ausmachen, die bewusste Rezeption kann jedoch nahezu ausgeschlossen werden. Ein Aspekt ist auch die architektonische Einbeziehung des Ospedale in den urbanen Kontext, der in Halle in dieser Form nicht stattfindet. Hentschel thematisiert außerdem die Funktion der Kontrolle bei der Erziehung der Kinder. Im ausgehenden 17. Jahrhundert war die Überwachung Schlüsselthema in Bezug auf die Gesellschaft und Erziehung, woraus sich baulich eine Verbindung von traditioneller Fürsorgearchitektur mit neuen pädagogischen Aspekten der Überwachung und Kontrolle ergibt, die wiederum die Architektur von Sozialeinrichtungen prägten.

Der Tagungsband schließt mit einem Ausblick, der stichwortartig die Ergebnisse der Beiträge zusammenfasst. Auf die eingangs gestellte Frage nach der Modellhaftigkeit und Originalität der hallischen Waisenhausarchitektur befinden die Mitherausgeber Holger Zaunstöck und Meinrad von Engelberg, dass die Franckeschen Stiftungsbauten spezifische Prinzipien zur Nachahmung formulierten. Neben der demonstrativen Bescheidenheit, der gleichzeitigen Übernahme der Proportionen des Salomonischen Tempels, dem sich durch die Architektur formenden pietistischen Habitus weisen auch die Innenarchitektur und Ausstattung eine Normierung, Standardisierung und Egalisierung auf, die den Bescheidenheits- und Innovationsgestus offenkundig werden lassen. Zugleich übernimmt die multifunktional angelegte Einrichtung architektonische Elemente von Kloster- und Schlossanlagen, Jesuitenbauten und Waisenhäusern, die, so die Schlussfolgerung, möglicherweise den Stiftungsbauten wiederum ihre Modellhaftigkeit verschafft.

Wenngleich die in diesem Band behandelten Themen nicht neu, sondern schon in Ausstellungskatalogen der Franckeschen Stiftungen zu finden sind,³ so kann dennoch konstatiert werden, dass die Beiträge vielfach tiefgehende Einblicke in die spezifischen Aspekte der Stiftungsarchitektur bieten. Während Süßmann 2015 von einem „Apparat zur tagtäglichen Formung der Waisenhausgemeinschaft“⁴ sprach, zeigt er in dem vorliegenden Tagungsband die Wirkung der Architektur in der Habitusformung der Bewohner. Einen

3 HOLGER ZAUNSTÖCK (Hg.): Gebaute Utopien. Franckes Schulstadt in der Geschichte europäischer Stadtentwürfe. Ausstellungskatalog, Halle (Saale) 2010; METTA SCHOLZ/HOLGER ZAUNSTÖCK/CLAUS VELTMANN (Hg.): Tief verwurzelt – hoch hinaus. Die Baukunst der Franckeschen Stiftungen als Sozial- und Bildungsarchitektur des protestantischen Barock. Ausstellungskatalog, Halle 2015.

4 JOHANNES SÜSSMANN: Die Franckeschen Stiftungen als Bauakte. Eine Analyse ihrer Pragmatik, in: Tief verwurzelt (wie Anm. 2), S. 143–152, hier S. 145.

neuen Ansatz bietet auch Mejrups Beitrag. Indem die ‚Werbeschriften‘ Franckes gerade in der Übersetzung die Multifunktionalität der Schulstadt in den Fokus rücken, werden zugleich Franckes mit der Architektur verknüpften Intentionen deutlich. Besonders für die weiterführenden architektonischen Bezüge eröffnet die dritte Rubrik „Kontext“ neue Forschungsansätze, die durch Vergleiche mit italienischen, dänischen und französischen Fürsorgeanstalten die Einzigartigkeit der Franckeschen Stiftungen herausarbeiten. Den Herausgebern gelingt es mit dem Tagungsband zu verdeutlichen, wie die Architektur der Franckeschen Bauten Ideen transportierte, diese auf die Bewohner übertrug und sie beispielsweise über Modelle veranschaulichte. Zudem werden die Stiftungsbauten in einen größeren Kontext zeitgenössischer europäischer Architektur eingeordnet.

Anne Schröder-Kahnt

Zeitgeschichte

DANIEL BOHSE, **Die Entnazifizierung von Verwaltung und Justiz in Sachsen-Anhalt 1945/46** (Wissenschaftliche Reihe der Stiftung Gedenkstätten in Sachsen-Anhalt 4), Halle: Mitteldeutscher Verlag 2017. – 720 S., ISBN 978-3-95462-797-4; € 44,00.

Dreißig Jahre nach dem Mauerfall rücken nicht nur die Ursachen und Folgen der deutschland- und weltpolitischen Wende von 1989/90 erneut ins Interesse der Öffentlichkeit und der zeithistorischen Forschung, sondern siebzig Jahre nach der „doppelten Staatsgründung“ (Klessmann) auch jene Weichenstellungen, mit denen nach der Zäsur von 1945 die spezifische Transformation des Politischen in der SBZ eingeleitet wurde. Dazu zählte ganz wesentlich auch die Entnazifizierung der Administration und der Justiz; und um das Ergebnis dieser Buchbesprechung vorwegzunehmen: Die von Daniel Bohse vorgelegte Untersuchung über „die Entnazifizierung von Verwaltung und Justiz in Sachsen-Anhalt 1945/46“ zählt ohne Einschränkung zu den beeindruckendsten Studien, die der landeshistorischen Forschung über Sachsen-Anhalt in den vergangenen Jahren zugewachsen sind.

Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg verband sich in der SBZ mit dem Konzept des Antifaschismus die strategisch inspirierte Inanspruchnahme eines politischen Projekts, das sich auf die Abwehr einer Vergangenheitsphäre richtete, ohne prima facie schon eine sozialistische Bestimmung von Handlungszielen vorzunehmen. Dabei diente das Leitbild vom Antifaschismus nicht nur als politisch-organisatorisches Instrument der ‚Integration‘, um die unterschiedlichen politischen Positionen ‚konsensuell‘ zu überschreiben, d. h.

Spannungen oder Konflikte entweder zu leugnen oder auszufechten, um sie mit dem Verweis auf Geschlossenheit im Interesse der Einheitspartei zu lösen. Antifaschismus, das war immer auch ein Schwellenbegriff, der eine Zone beschrieb, außerhalb derer eine politische Widerspruchsbearbeitung kaum mehr zugelassen bzw. – je mehr die SED ihre Macht gefestigt hatte – auch nicht möglich war. Dass das Konzept des Antifaschismus unter dem Aspekt der Entnazifizierung einer institutionellen Absicherung bedurfte, lag auf der Hand.

Daniel Bohses Untersuchung beruht auf einer ungemein breiten Quellengrundlage staatlicher und kommunaler Archive, was es ihm ermöglicht, die unterschiedlichen Organisations- und Handlungsebenen der Entnazifizierung in ihren Wechselwirkungen immer wieder aufeinander zu beziehen. Die Arbeit gliedert sich in zwei Hauptteile, wobei zum einen der politisch-administrative Neubeginn und die Entnazifizierung der Verwaltung in Anhalt und den Provinzen Magdeburg und Halle-Merseburg unter dem westalliierten Besatzungsregime sowie unter sowjetischer Besatzung thematisiert werden. Ein zweiter Schwerpunkt der Untersuchung richtet sich auf die Säuberung der Justiz. Insofern betritt Bohse im Vergleich zu älteren Studien, die für andere Untersuchungsräume eine analoge Fragestellung verfolgten, in doppelter Hinsicht Neuland, indem er erstmals die Entnazifizierungspolitik der Amerikaner und der Sowjets untersucht sowie darüber hinaus die Entnazifizierung der Verwaltung und die Säuberung der Justiz zueinander ins Verhältnis setzt. Der Forschungsstand zum Thema wird vom Verfasser ebenso präzise rekapituliert wie er die Fragestellung seiner Untersuchung über die Entnazifizierung in Sachsen-Anhalt plausibel entwickelt.

Bohse kann detailliert nachweisen, dass der von der DDR-Historiographie erhobene Vorwurf, unter der amerikanischen Besatzung des Mittelelbe-Raums habe es kaum eine wirksame Entnazifizierungspolitik gegeben, nicht länger haltbar ist. Abgeschlossen wurde der Prozess der Entnazifizierung indes unter sowjetischer Direktive. Bis Ende 1946 war der Anteil von nationalsozialistisch belasteten Bediensteten bei den Kreis- und Stadtverwaltungen in Sachsen-Anhalt auf 3,7 Prozent gesunken. Unter Einschluss der mittleren und höheren administrativen Organisationsebenen betrug der Belastungsgrad 5 Prozent. „Offiziell zielte die Politik der Besatzungsmacht“ – urteilt Bohse – „bereits seit 1947 nicht länger auf die Ausgrenzung der früheren NSDAP-Mitglieder. Vielmehr sollten diese, soweit sie durch den SMAD-Befehl Nr. 201 als nominell eingestuft worden waren und als rehabilitiert galten, wieder in die Gesellschaft und vor allem in die Wirtschaft integriert werden“ (S. 647). Dabei hätte indes etwas stärker herausgearbeitet werden können, dass die Differenzierung zwischen nominellen ‚kleinen‘ und ‚großen‘ ehemaligen Mitgliedern der NSDAP unter vielen Genossen der KPD/SED, zumal unter den früheren KZ-Häftlingen, die der Partei angehörten, einen erheblichen negativen Widerhall gefunden hatte. Weder ideologisch noch persönlich glaubte man hier, die

weltanschauliche Gegensatzspannung zwischen Faschismus und Sozialismus und denjenigen, die die eine oder die andere Position vertreten (hatten), dem politisch-taktischen Kalkül opfern zu müssen.

Erhard Hübener, der einzige Präsident einer Landesverwaltung in der Sowjetischen Besatzungszone, der nicht der SED angehörte, schreibt Daniel Bohse, sei „wegen seines guten Verhältnisses zur SMA und seines hohen Ansehens auch in den Reihen der SED-Funktionäre im Oktober 1946 als Ministerpräsident bestätigt“ worden (S. 26). Dass Hübener ein gutes Verhältnis zur Sowjetischen Militäradministration gepflegt habe, wird vielfach behauptet. Dieser Befund sollte allerdings nicht zu sehr pauschaliert werden. Denn spätestens seit 1947 beklagte er nur noch die „goldene Kette“, die ihm von der SMA und der SED angelegt worden sei. Dem taktischen Kalkül der SED, den von Rancune und Ressentiment gespeisten, zunächst noch dosierten und später offener und intensiver vorgetragenen Angriffen auf seine Politik und seine Person hatte der redliche Hübener kaum noch etwas entgegenzusetzen. Dass er sich weitere Jahre als Exponent eines korrumpierbaren Amtes zur Verfügung stellte, mag seinem Pflichtbewusstsein geschuldet sein, vielleicht wider besseres Wissen auch einem naiven Selbstverständnis von Autonomie. Gewiss, er selbst wusste seine engen Handlungsspielräume in der von ihm so bezeichneten „autoritären[n] Bürokratie“ zunächst durchaus zu nutzen, zeigte sich aber doch recht bald einigermaßen desillusioniert über die Gestaltungsmöglichkeiten, die sich mit dem Amt des Ministerpräsidenten verbanden. Was am Ende von ihm blieb war jedenfalls nur noch der Ausdruck von rechtschaffener Marginalität. Kurz: Sein Handlungsspielraum war zweifellos geringer als von der Forschung gemeinhin angenommen.

Etwas mehr Aufschluss hätte man sich zudem über die Rolle der bürgerlichen Parteien und der beiden Konfessionskirchen im Rahmen der Entnazifizierungspolitik gewünscht. Ohne in die Fallen der proletarisch-revolutionären Klassendogmatik zu laufen, doch alles in allem dennoch nicht widerspruchsfrei hatte man sich 1945 in der CDU auf das Leitbild des „christlichen Sozialismus“ einigen können, zumal sich in ihm die Konvergenz zweier Vorstellungswelten bzw. die Verschränkung von Humanismus und Gerechtigkeit zum Ausdruck bringen ließ. Nicht zuletzt deswegen trug die Union gegen die Notwendigkeit der Entnazifizierung keine Einwände vor, wendete sich aber strikt gegen „die Verquickung des Denazifizierungsgedankens“ mit anderen Politikfeldern, was „als Irreführung und Sachwidrigkeit abzulehnen“ sei.⁵ Darüber hinaus wäre zu erwarten gewesen, dass die Liberal-Demokraten intensiver auf eine Verrechtlichung der Entnazifizierungsmaßnahmen gedrängt hätten, zumal sich eine ih-

5 Archiv für Christlich Demokratische Politik, VII-010, Vorstand Ost-CDU, A 2179: Protokoll der Vorstandssitzung vom 6. Mai 1946.

rem Anspruch nach liberale Partei in der transitiven Ordnung der SBZ prinzipiell für die Etablierung einer erwartungsstabilisierenden Rechtsordnung hätte einsetzen müssen. Stattdessen besetzte die Partei eher eine opportunistisch geprägte Interpretenrolle, die darauf hinauslief, die paradigmatische Substanz des Rechts auf dessen pragmatischen Gehalt herunterzudeklinieren. Übrigens hatte sich hier auch der Liberal-Demokrat Hübener in seiner Partei nicht weiter exponiert, denn möglicherweise schien ihm ein stärkeres Vortreten innerhalb der Partei hinderlich für seine herausgehobene politisch-administrative Rolle in der Provinz zu sein.

Die evangelische Kirche sah sich dem Vorwurf der SMA ausgesetzt, die Entnazifizierung in ihren eigenen Reihen zu zaghaft betrieben zu haben. Der Einwand der Kirche, dass mit Blick auf die Entlassung von belasteten Pfarrern staatliche Interventionen grundsätzlich zurückzuweisen seien, wurde von der SMA jedenfalls ignoriert, zumal das Verhältnis von Staat und Kirche seitens der Vertreter der Besatzungsmacht nicht unter dem Gesichtspunkt überlieferter staatskirchenrechtlicher Bestimmungen bewertet wurde, die der Kirche in der Vergangenheit weitgehende Autonomie garantierten. Demgegenüber wurde der Status der öffentlich-rechtlichen Körperschaft priorisiert, der der Kirche keine Wahl ließ, als besatzungsrechtlichen Vorschriften Folge zu leisten. Den oben angegebenen Aspekten hätte Daniel Bohse in seiner Untersuchung mehr Aufmerksamkeit schenken können.

In formaler Hinsicht sind in der Dissertation einige Flüchtigkeitsfehler anzumerken: So haben in den Fußnoten annotierte Titel ihren Weg nicht immer ins Literaturverzeichnis der Arbeit gefunden, bspw. Großböling/Thamer (S. 15 und 19) oder der Beitrag von Owzar über „Sowjetische Bündnispolitik und gewerblich-industrieller Mittelstand“ (S. 33). Das mindert alles in allem aber nicht den Wert einer Untersuchung, die einen maßgeblichen Beitrag zur Geschichte Sachsen-Anhalts bzw. darüber hinaus der SBZ leistet. In ihrer Anlage überzeugend, empirisch stark und analytisch beeindruckend schließt die Studie von Daniel Bohse eine Lücke der Landes- und Zeitgeschichtsforschung.

Rüdiger Schmidt